

"Prolls" unter anderen: Sozialbeziehungen zwischen Angehörigen des sozialen Unten und des sozialen Oben in einer jugendsubkulturellen Szene

Ege, Moritz

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ege, M. (2017). "Prolls" unter anderen: Sozialbeziehungen zwischen Angehörigen des sozialen Unten und des sozialen Oben in einer jugendsubkulturellen Szene. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 6, 11-26. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-10758>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

›PROLLS‹ UNTER ANDEREN: SOZIALBEZIEHUNGEN ZWISCHEN ANGEHÖRIGEN DES SOZIALEN UNTEN UND DES SOZIALEN OBEN IN EINER JUGENDSUBKULTURELLEN SZENE

Moritz Ege

Welche ›Oben-Unten-Sozialbeziehungen‹ sind typisch für jugendsubkulturelle Lebenswelten? Welche Dynamiken entstehen dabei in Szenen, in denen ›das Prolle‹ als kultureller Code angeeignet und ›performat‹ wird? Über solche Fragen nachzudenken, ist das Vorhaben dieses Beitrags. Es setzt voraus, dass Klassen- beziehungsweise Schichtzuordnungen im Kontext jugendsubkultureller Lebenswelten bedeutsam sind. Das ist forschungs- und geistesgeschichtlich keinesfalls unumstritten: ›Jugendkultur‹ beziehungsweise ›youth culture‹ werden seit der Entstehung der Konzepte um 1900 beziehungsweise 1950 von der These begleitet, dass Klassengrenzen in ihnen in den Hintergrund treten, wenn nicht sogar gänzlich verschwinden. Auf der anderen Seite diagnostizierten Forschungen, etwa die des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) der 1970er Jahre, dass Jugendsubkulturen zwar einerseits tatsächlich nicht-klassenbezogene Identitätsmodelle anbieten, andererseits aber doch sehr stark durch die klassenspezifischen ›Elternkulturen‹ und ethnische Trennungslinien geprägt bleiben und diese auch immer wieder, mehr oder weniger explizit, zum Gegenstand von Selbststilisierungen und Abgrenzungen machen. Für die CCCS-Forscher_innen, deren Arbeiten politisch im Wesentlichen von einer sozialistischen Agenda motiviert wurden, war die Perspektive auf Jugendsubkulturen eine prinzipiell optimistische, auch wenn letztere sich nicht so einfach in diese Agenda integrieren ließen und mit Sicherheit kein revolutionäres Subjekt repräsentierten. Jugendkulturen würden aber immer wieder schnell auf gesellschaftliche Veränderungen reagieren und wüssten sich kollektiv im symbolischen Sinn eigenen Raum zu verschaffen: Progressive politische Bewegungen sollten deshalb eher von ihrer Kreativität, ihrer Reaktionsfähigkeit, aber auch ihrem Selbstbewusstsein in der Ablehnung dominanter gesellschaftlicher Denkformen und Lebensweisen lernen, als zu versuchen, diese pädagogisch zu lenken.

Im Zuge der Individualisierungstheorie (und sicherlich auch realer Individualisierungstendenzen) geriet diese Forschungsrichtung in den 1980er und 1990er Jahren dann wieder stark ins Hintertreffen bzw. in den Verdacht, in der Vergangenheit verhaftet zu sein – was im popkulturellen Zusammenhang, wo mit starker Emphase über das Gegenwärtige und Zukünftige gesprochen wird, eine besonders unerfreuliche Assoziation darstellt. Wenn

soziale Gegensätze eine Rolle spielten, dann oft nur noch in der Figur verwahrloster Unterschichtjugendlicher, die eher als soziales Problem denn als jugendsubkulturelle Akteur_innen betrachtet wurden. Seit etwa zehn Jahren scheint es nun in der Forschungsliteratur eine Renaissance von Klassenfragen im jugendsubkulturellen Zusammenhang zu geben. Diese geht aber, aus durchaus guten Gründen, mit einer skeptischeren Perspektive gegenüber den politischen Potenzialen jugendsubkultureller symbolischer Kreativität einher, als das eine Generation zuvor der Fall war. In der Zwischenzeit haben sich viele Referenzpunkte verschoben. Ein Aspekt dieser Verschiebung im akademischen Diskurs besteht im Bedeutungszuwachs von Ansätzen, die mit Netzwerkbegriffen arbeiten – oft im Kontext von Sozialpolitik und Stadtforschung. Gerade in ›policy‹-nahen Diskussionszusammenhängen soll ein Fokus auf Netzwerke und die damit verbundenen Ressourcenzugänge (›Sozialkapital‹) zum besseren Verständnis sozialer Mobilität – auch ausbleibender sozialer Mobilität – beitragen. Im Hintergrund steht weniger ein (wie auch immer vermitteltes und kulturalisiertes) klassenkämpferisches oder antirassistisches Projekt, das auf die Verbesserung der Position ganzer sozialer Gruppen abzielt, sondern eher sozialtechnologische und gelegentlich auch neo-moralistische Überlegungen, die beim Individuum und seiner/ihrer sozialen Mobilität ansetzen.¹

In einer Studie über die kulturelle Figur des ›Prolls‹ und eine spezifische Mode, die weithin als ›prollig‹ gilt und die Jugendliche ›Gangsta-Style‹ (im Sinn des Gangsta-Rap) oder eben ›Proll-Style‹, ›Asi-Style‹ oder ›Kanakan-Style‹ nennen beziehungsweise nannten, habe ich vor einigen Jahren verschiedene Stilgruppen untersucht, deren Angehörige sich in ihrer sozialen Lage erheblich unterschieden und, mehr noch, die gerade diese Ungleichheiten in Stilpraktiken gewissermaßen verhandelten.² Ein wichtiger Aspekt einer dieser Stilgruppen war eine Vorliebe für deutschsprachigen ›Gangsta-Rap‹. Der sogenannte ›Proll-Style‹ lässt sich, in Anlehnung an die Subkulturstudien der Birmingham School, als eine *Stilisierung* des ›Prolligen‹ beschreiben, was auf verschiedene Bedeutungen anspielt, einschließlich selbstbewusster Kleinkriminalität und einer Welt der ›Straße‹. Mit Stilisierung ist dabei nicht allein die Verschönerung, gewissermaßen das Jenseits

1 Eine nicht unpolemische Zusammenfassung findet sich hier: *Talja Blokland: Gardening with a Little Help from Your (Middle Class) Friends. Bridging Social Capital across Race and Class in a Mixed Neighborhood.* In: dies./Mike Savage (Hg.): *Networked Urbanism. Social Capital and the City.* Aldershot/Burlington 2008, S. 147–170. Den Vorwurf des Moralismus erhob (in einem zu Recht umstrittenen Text) *Loic Wacquant: Scrutinizing the Street: Poverty, Morality, and the Pitfalls of Urban Ethnography.* In: *American Journal of Sociology* 107 (2002), Heft 6, S. 1468–1532.

2 Vgl. *Moritz Ege: »Ein Proll mit Klasse«.* Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt am Main/New York 2013. Ich konzentriere mich dabei auf junge Männer und auf Fragen von Männlichkeiten. Konkret habe ich mich mit einer größeren Gruppe von Kunden einer Kleidungsfirma beschäftigt und mit zwei kleineren, informellen Cliquen. Einige Teile dieses Beitrags sind dem Buch entnommen.

des Notwendigen, gemeint, wie der Begriff bei Max Weber geprägt wurde: »Stilisieren bedeutet, sich selbst oder eine fiktionale Figur als Mitglied einer sozialen Kategorie zu präsentieren und zu diesem Zweck spezifische sprachliche und sonstige semiotische Mittel einzusetzen«, wie der Linguist Jannis Androutsopoulos schreibt.³

Dieser Beitrag dokumentiert ein Tagungsimpulsreferat, ergänzt um einige rahmende Überlegungen. Die ›Oben_Unten‹-Tagung war für mich eine Gelegenheit, um über diese Forschung und das darin erhobene ›Material‹ noch einmal unter der Fragestellung nachzudenken, welche Sozialbeziehungen hier zwischen dem sozialen ›Unten‹ und dem sozialen ›Oben‹ zu beobachten waren, welche Dynamiken sich dabei entwickelten und was sich aus diesen Beobachtungen in einem allgemeineren Sinn für Forschungen über klassengesellschaftliche Verhältnisse folgern lässt. Rückblickend fällt mir auf, dass ich in jener Forschung – vor der Tagungseinladung – wenig über direkte Sozialbeziehungen zwischen Arm und Reich nachgedacht hatte. Sehr viel mehr hatte ich über die gegenseitige *Wahrnehmung* und *Imagination* geschrieben, die meist eben *nicht* auf längerfristigen Bekanntschaften fußen. Das stellt, wie ich denke, nicht ausschließlich ein Versäumnis der Studie dar, vielmehr hängt es mit realen Segregationstendenzen zusammen, die bekanntermaßen mit einer gewissen sozialräumlichen Segregation und einem der Tendenz nach sozial und ›ethnisch‹ segregierenden Schulsystem verknüpft sind.

Bevor ich konkreter auf verschiedene Typen von Sozialbeziehungen eingehe, möchte ich kurz klären, was ich unter jugendsubkulturellen Lebenswelten und Jugendsubkulturen beziehungsweise Szenen verstehe. Dazu ist zwischen verschiedenen sozialen Gebilden zu unterscheiden: erstens *Freundeskreise* und *Cliquen* (klassisch: *peer groups*) als soziale Welten, die oftmals Geschmacksorientierungen und stilistische Praktiken teilen. Von einzelnen Jugendlichen aus betrachtet, sind sie ein wichtiger Teil ihrer sozialen Kontakte und Netzwerke, aber bei Weitem nicht der einzige. Davon zu unterscheiden sind zweitens *ästhetisch* fokussierte (meist musikbasierte) Subkulturen oder Szenen. Sie sind zum einen als ästhetisch-symbolische Gebilde zu verstehen, als (mehr oder weniger fluides oder verbindliches) Ensemble von Codes, Regelsystemen und Vorstellungswelten, auf das sich einzelne Beteiligte in je eigener Weise beziehen. Was zum anderen die Netzwerke sozialer Beziehungen angeht, so befinden sich in den ›Kernen‹ solcher Subkulturen die ›Organisationseliten‹, die nicht zuletzt durch praktische Tätigkeiten wie Musik- oder auch Modeproduktion oder Veranstaltungsor-

3 Jannis Androutsopoulos: Ultra korregd Alter! Zur medialen Stilisierung von »Türkendeutsch«. In: Deutsche Sprache 29 (2001), Heft 4, S. 321–339, hier S. 322. Vgl. auch Helga Kotthoff: Overdoing culture? Sketch-Komik, Typenstilisierung und Identitätskonstruktionen bei Kaya Yanar. In: Julia Reuter (Hg.): Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004, S. 184–201. Dieser Gedanke setzt allerdings ein bewusstes »Sich-stilisieren-als« voraus, was hier ebenso wenig vorausgesetzt werden kann wie die Beobachterunabhängigkeit dessen, als was man sich stilisiert.

ganisation zusammenkommen.⁴ Die zuerst angesprochenen Freundeskreise und Cliques bilden oftmals die sichtbareren Vertreter_innen der jeweiligen Szene im öffentlichen Raum; sie sind in unterschiedlicher Form mit diesen ›Kernen‹ verknüpft – manchmal nur durch ästhetisch-stilistische Signale, oft aber auch durch Bekanntschaften. Hitzler, Bucher und Niederbacher sprechen hier von einem Kreis von ›Freunden‹, die den Kern umgibt, und einem weiteren Kreis von ›Szenegänger_innen‹.⁵

Die Verbreitung jugendkultureller *Stile* ist nicht mit bestehenden sozialen *Gruppen* kongruent, in keiner Bedeutung des Wortes ›Gruppe‹: weder in dem Sinn, dass Individuen, Cliques und Freundeskreise rundum durch subkulturellen Stil vereint sind, noch in dem Sinn, dass die Beteiligten alle aus derselben sozialen Schicht, Klasse oder auch ›ethnischen‹ Gruppe kommen würden beziehungsweise dieselbe soziale Lage teilen.⁶ Es bestehen aber Zusammenhänge, im Sinn von Tendenzen und Wahrscheinlichkeiten – in welchem Maße, ist eine empirische Frage, die sich nicht generell klären lässt. Der Stil, um den es hier geht, wird von außen oftmals als ›typisch‹ für eine soziale ›Unterschicht‹ wahrgenommen. Ich führe dieses wissenschaftlich problematische Wort hier bewusst an, um einen Komplex von Stereotypen zu evozieren, in dem Mutmaßungen über soziale Lagen, aber oftmals auch moralische Urteile über ›Lebensführung‹, zusammenfinden – und um zugleich an den Konstruktionscharakter dieser kulturellen Figur zu erinnern. Viele der Jugendlichen, die sich diesen Stil zu eigen machen, *spielen* in ihrer Stilpraxis mit einem solchen Image. Tatsächlich findet sich in der untersuchten Gruppe eher die ›unterbürgerliche Mitte‹⁷ einer Stadt zusammen: Die Tätigkeiten der Eltern umfassen ein breites Spektrum vor allem von Arbeiter_innen- und Handwerker_innenberufen sowie von Berufen im Sozialbereich oder als Kleinselbstständigkeit, meist ohne akademische Abschlüsse, aber deshalb gewiss nicht außerhalb sozialer Respektabilität. Viele der Jugendlichen sind Schüler_innen (eher an Haupt-⁸, Real- beziehungsweise Gesamtschulen und Berufsschulen als an Gymnasien, wobei der Stil auch dort vertreten ist,) und Auszubildende in Handwerks- und Industrierberufen, viele arbeiten in ähnlichen Berufen wie ihre Eltern, viele sind arbeitslos. Viele haben einen sogenannten Migrationshintergrund, und dieser ist für die eigene Identität oft sehr wichtig. Viele andere kommen aus der allein-

4 Vgl. Roland Hitzler/Thomas Bucher/Arne Niederbacher: *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Wiesbaden 2005.

5 Ebd.

6 Hier geht es um Subkulturen/Szenen – aus lebensweltlicher Perspektive der daran Beteiligten. Es ist eigentlich offensichtlich, sollte aber dennoch betont werden: Bei Weitem nicht alle Jugendlichen haben daran teil – und schon gar nicht im selben Maß. Es handelt sich hier nicht um Lebenswelten von Jugendlichen im Allgemeinen.

7 ›Unterbürgerlich‹ ist in erster Linie ein sozialgeschichtlicher Begriff. Vgl. Bernd Jürgen Warnken: *Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung*. Wien/Köln/Weimar 2006. So problematisch der Bezug auf eine bürgerliche Norm darin auch ist, so ist er an dieser Stelle doch nützlich, um auf ihren Dominanzanspruch hinzuweisen.

8 Zum Forschungszeitpunkt existierte die Hauptschule noch als eigene Schulform.

gesessenen, ›bio-deutschen‹ Bevölkerung. Auch innerhalb der ›unterbürgerlich‹ geprägten Cliques und Szenen werden soziale Differenzierungen vorgenommen. Zum Zeitpunkt der Forschung waren knapp 40 Prozent der Berliner Jugendlichen beziehungsweise ihre Familien auf staatliche Unterstützung angewiesen – auch das ist ein wichtiger Teil der städtischen Normalität. Viele männliche Jugendliche, die sozialstatistisch tatsächlich zum sozialen ›Unten‹ zählen, eignen sich eine Version dieses Stiles an. Die meisten von ihnen sind arm aber ›nur‹ im Sinn eines relativen Armutsbegriffs, weshalb sie ihn auf sich selbst eher nicht anwenden würden. Sie sehen sich allgemein eher als ›normal‹ an; auch wenn diejenigen, die sich in besonders prekären Verhältnissen befinden, das natürlich mitbekommen und oftmals einschneidende Erfahrungen mit sozialer Herabwürdigung und Verachtung machen.⁹ Anstatt eindeutiger Verhältnisse von ›Oben‹ und ›Unten‹ finden sich also differenzierte, ›intersektionale‹ Schichtungsverhältnisse – und dennoch spielen antagonistische Motive, wie zum Beispiel eine klare Ablehnung bildungsbürgerlich-mittelschichtig geprägter kultureller Codes, eine große Rolle, weshalb diese Fallstudie für die Frage nach den Sozialbeziehungen von besonderem Interesse sein sollte.

Im Folgenden möchte ich verschiedene Formen solcher Beziehungen unterscheiden, mögliche Funktionen und Dynamiken aufzeigen und politische Implikationen diskutieren. Dafür werde ich Schlaglichter auf fünf Beziehungstypen legen: (1) Sozialbeziehungen zwischen Jugendlichen und verschiedenen institutionellen ›Rollenträgern‹ in Betreuungssituationen; (2) imaginäre Sozialbeziehungen; (3) flüchtige Begegnungen, (4) dauerhaftere ›außerszenische‹ Sozialbeziehungen (innerhalb einer Altersgruppe) sowie (5) ›inerszenische‹ Sozialbeziehungen.

Der erste Typus, die Sozialbeziehungen zwischen unterschiedlichen ›Rollenträgern‹ in institutionellen, professionellen Betreuungssituationen, also zum Beispiel zwischen Schüler_innen und Lehrer_innen beziehungsweise anderen Betreuenden und Betreuten, bildet ein besonders offensichtliches Feld von Sozialbeziehungen zwischen dem sozialen ›Unten‹ und dem sozialen ›Oben‹, das vor allem in einem praxisbezogenen Literaturbestand reflek-

9 Wellgraf beschreibt eindrücklich die »Produktion von Verachtung« sowohl auf einer strukturellen Ebene als auch in alltäglichen Interaktionen. Vgl. *Stefan Wellgraf: Hauptschüler. Zur sozialen Produktion von Verachtung*. Bielefeld 2012.

tiert wird.¹⁰ Erwähnt seien hier nur einige forschungspraktische Folgen. Ein sprichwörtliches Licht ging mir während eines Gesprächs mit dem 18-jährigen Robbie¹¹ auf, der zu diesem Zeitpunkt in einer betreuten Einrichtung lebte und mit so etwas wie Pflichtschuldigkeit erzählte, dass er jetzt über eine sehr viel größere Selbstkontrolle verfüge als noch vor einigen Monaten. Beleidigungen wie ›Hurensohn‹ hätten immer wie das Betätigen eines ›Buzzers‹ gewirkt, was dann aggressive Reaktionen seinerseits verursachte, jetzt aber seien die Leitungen durchtrennt, sodass er nicht mehr gleich zuschlagen müsse. Das Licht ging mir auf, als ich bemerkte, dass das Vokabular, das, was ›die Erwachsenen‹ sagen, aus seinem Anti-Gewalt-Training stammte und er mir, ich glaube durchaus überzeugt und nicht rundum zynisch, das erzählte, was er Leuten ›wie mir‹, Sozialarbeiter_innen beziehungsweise Streetworker_innen, Richter_innen und Anti-Gewalt-Trainer_innen eben so erzählte. Hier sind die Sozialbeziehungen und die gegenseitigen Erwartungen recht deutlich umrissen, wobei er interessanterweise auch seine Freundin, die zielstrebigere durchs Leben gehe, als Alliierte der ›Erwachsenen‹ beschrieb. Die Begegnungen zwischen studentischem Forscher und ihm fallen ebenfalls in diese Kategorie.

Der zweite Beziehungstyp setzt eine Unterscheidung zwischen *imaginären* und realen Sozialbeziehungen voraus. Auch in Vorstellungen, Tagträumen, Fantasien finden Interaktionen statt – mit Menschen, die man persönlich kennt, mit solchen, mit denen man aus den Medien vertraut ist, mit fiktionalen Figuren oder auch mit eigens ›ausgedachten‹. Und zugleich überlagert das Imaginäre unsere Welterfahrung insgesamt.¹²

10 Diesen möchte ich hier nicht resümieren. Sozialarbeiter stehen nicht per se für das soziale Oben. Die US-amerikanische Satirezeitschrift »The Onion« brachte diesen Zusammenhang in Form einer (fiktionalen) Nachrichtenmeldung unter der Überschrift »Troubled Teens mock Social Worker's Car« auf den Punkt: Der 25 Jahre alte, klapprige Subaru des Sozialarbeiters führe die in Armut lebenden Teenager dazu, seine Fähigkeiten in Sachen Karriereratschläge ernsthaft in Zweifel zu ziehen. Zur Erklärung der Håme der Teenager wird ein fiktionaler Soziologe zitiert: »›These kids live under tremendous social pressure to achieve status in a visible, immediately recognizable way – designer clothes, flashy cars, jewelry – even if it means turning to crime,‹ said sociologist Dr. Jeremy Gottlieb, author of *The Bling-Bling Factor: How Society Teaches Disadvantaged Kids To Value Instant Gratification Over Substantive Values*. ›Music videos and magazines teach them that to get respect, you have to be a ›playa‹. So you have to admit, it's ridiculous to expect them to respect an ostensible ›authority figure‹ whose annual salary is less than what their average neighborhood drug dealer makes in a month.‹» N. N.: »Troubled Teens mock Social Worker's Car«. In: The Onion 39/22, vom 11.6.2003, Hervorhebung im Original, URL: <http://www.theonion.com/article/troubled-teens-mock-social-workers-car-1526> (Stand: 5.3.2016).

11 Alle Interviewpartner wurden anonymisiert.

12 Obwohl dieser Aspekt in den meisten soziologischen und ethnologischen Studien vernachlässigt wird (oftmals, weil eine Gegenstandsbestimmung des Sozialen und Kulturellen als ›außerpsychische‹ Phänomene vorgenommen wird), gibt es einige Referenzpunkte in der Literatur: So hat der Soziologie John L. Caughey solche »imaginary social relationships« thematisiert (1984). Auch in »Nichtstun« von Löfgren und Ehn spielen sie eine prominente Rolle. Vgl. *John L. Caughey: Imaginary Social Worlds: A Cultural Ap-*

Popkulturelle Repräsentationen wie Rap-Musik, die unter den Jugendlichen, mit denen ich es bei dieser Forschung zu tun hatte, besonders beliebt war, bilden hier einen ersten Zugang. Zur ästhetischen Erfahrung gehört es, Figuren ins eigene Bewusstsein beziehungsweise in die eigene imaginäre Welt gewissermaßen einzuladen, die sich in einem unklaren Raum zwischen Realität und Fiktionalität befinden.¹³ Stücke oder Textpassagen, die als Dialoge zwischen dem Rapper-Ich und einem imaginären ›Du‹ (oder ›Ihr‹ oder ›Sie‹) im sozialen ›Oben‹ aufgebaut sind, inszenieren fiktional-imaginäre Sozialbeziehungen, die von den Hörer_innen dann wiederum angeeignet und möglicherweise imaginär weiterverarbeitet werden. Ein Beispiel dafür ist das Stück »Die gehobene Klasse« von Sentino/Sentence¹⁴, einem Berliner Rapper der zweiten Reihe. Das Stück wird in den ersten Zeilen als »Ratgeber für die Eltern da draußen, die sich Sorgen um die Kinder machen«, angekündigt (die im Folgenden dezidiert höflich mit »Sie« angesprochen werden). Dieses imaginierte Elternkollektiv wird auch als »die Herrschenden« und eben »die gehobene Klasse« titulierte. Ihnen gegenüber betont der Sprecher den Wert dessen, was ihm als Sohn der »Arbeiterstadt« gewissermaßen in die Wiege gelegt wurde. Denn, wie er sagt: In dem »Milieu, in dem ich mich bewege, ist das Jargon, eine Melange zwischen Frittesenfett und Friseur«. »Ich beherrsche doch nur die Sprache, der die Herrschenden nicht mächtig sind.« »Ich bin Hustler, heißt, ich mache mein Geld und damit Basta, denn mir ist egal, ob es der oberen Klasse gefällt.« »Hier gibt es Drogen und Hustle und jeder macht, was er denkt / Berlin ist nur ein Zoo und eure Kinder lieben den Slang! Sie wiederholen die Worte / Wie ein Schwarm Papageien / Ich sage nur, fick dich, und der Führer sagte, Arbeit macht frei.« Die letzte Zeile ist besonders irritierend und ich will diese Irritation auch gar nicht auflösen (sie kann an dieser Stelle als Hinweis darauf dienen, dass es zu einfach wäre, in solchen Stücken eine ›linke‹ Positionierung zu erkennen). Auf die nachplappernden Kinder der oberen Klasse werde ich später noch einmal zurückkommen.

Nun ist das Vokabular der sozialen Klassen, der »Arbeiterstadt« und der »gehobenen Klasse«, das Sentino hier verwendet, für das Genre insgesamt eher untypisch. Dennoch werden in einem nicht geringen Teil des ›Straßen-Rap‹ in genretypischer Übersteigerung Selbst- und Fremdbilder entworfen, die sich letztlich um das Verhältnis von Arm und Reich und zum Teil auch um Sozialbeziehungen zwischen Armen und Reichen drehen. Dabei wird einerseits meist die Herkunft eines wie auch immer lyrischen Ichs von der Welt der ›Straße‹ beschworen und dessen Weg zum materiellen Erfolg – durch

proach, Lincoln/London 1984. *Orvar Löfgren/Billy Ehn: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Nutzlosen*. Hamburg 2012.

13 Vgl. dazu ausführlicher *Moritz Ege: Fight to live/live to fight. Zur Bedeutung agonistischer Motive in der Populärkultur*. In: Christoph Bareither/Kaspar Maase/Mirjam Nast (Hg.): *Unterhaltung und Vergnügen. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturforschung*. Würzburg 2013, S. 149–168.

14 *Sentino: »Die gehobene Klasse«*. Auf: Ich bin deutscher HipHop. 5 vor 12 Records 2006.

das Rap-Geschäft oder die Untergrundökonomie – hochgehalten, andererseits werden Sozialfiguren rhetorisch verächtlich gemacht, die sich durch Schwäche definieren, wofür auch ererbte Privilegien ein Indiz sein können. Damit werden zugleich die harten Lehren der ›Straße‹ gegen vermeintlich verweichlichte, mittelschichtgeprägte und manchmal auch ›weiße‹ Fraktionen des Hip-Hop-Feldes selbst in Anschlag gebracht. »Der Beste ist der, der am meisten verdient, bro. 2-0-11, Rap-Geschäft, es geht um Cash, was juckt mich dein Breakdance, Graffiti oder Tag, der Stärkere gewinnt«, rappt zum Beispiel Haftbefehl, der erfolgreichste Rapper der letzten Jahre, und hält damit gewissermaßen den materiellen Erfolg gegen die bloß subkulturellen Hobbys hoch; Kool Savas mokierte sich in einer etwas klassenkämpferischen Variante dieses Motivs einige Jahre zuvor ebenfalls über Kritiker_innen innerhalb der Szene, die ihm vorwarfen, nicht mehr dem ›wahren‹ Hip-Hop anzuhängen, zu sehr den Erfolg zu suchen und sich mit Insignien des Reichtums wie Schmuck und teuren Autos zu protzen, und hielt ihnen vor, dass das für sie auch leicht sei, da ihre Eltern im Gegensatz zu seinen »ein Haus und Boot« hätten.¹⁵

In solchen Stücken werden also zum einen abstrakte, typisierte Sozialbeziehungen dargestellt, immer im Rahmen von Genrekonventionen wie dem Battle-Prinzip der kunstvollen Eskalation von Beleidigungen, deren Kenntnis davor schützt, das alles wörtlich zu nehmen. Solche Texte bilden einen übergreifenden Diskurs, in dem ein Muster von imaginären Oben-unten-Sozialbeziehungen geprägt wird. Auf der Seite der Rezipientinnen und Rezipienten fungieren solche Repräsentationen auch als Material für eigene Vorstellungsakte und färben alltägliche Wahrnehmungen, Interaktionen und Beziehungen. Damit ist nicht gemeint, dass die Hörer_innen der Musik deren Inhalte einfach der außermusikalischen Wirklichkeit überstülpen, aber doch, dass die Musik und ihre Stars so etwas wie ein Reservoir an Figurentypisierungen und auch von Reflexionen bereithalten, ein Weltwissen, das auch imaginierte Sozialbeziehungen zwischen Oben und Unten umfasst, in denen jedoch die konventionellen Wertungen in manchen Beziehungen umgedreht sind. Dabei habe ich hier nur einen Diskursstrang herausgegriffen – es gibt fraglos viele weitere imaginäre Sozialbeziehungen, die wichtig und untersuchungswürdig sind.

Die dritte Form von Sozialbeziehungen in diesem jugendsubkulturellen Zusammenhang zwischen Arm und Reich, die flüchtigen Begegnungen, umfassen sowohl Begegnungen online – das Profilanschauen in den sozialen Medien etwa – als auch im öffentlichen oder halböffentlichen Raum, auf Straßen und Plätzen, in Bussen und U-Bahnen, in Cafés und Kneipen oder bei Veranstaltungen wie Konzerten. Sei es das Feuergeben oder Zigarette teilen, das kurze Gespräch über den Bus, der nicht ankommt, die Facebook-Pinnwand-Kommunikation unter Bekannten von Bekannten, die Auskunft, der Flirt, die besoffene Verbrüderung im Club, das Lästern, das

15 *Haftbefehl*: »IHNAME (Ihr habt nicht an mich geglaubt)«. Auf: Kanackis. Azzlack Records 2011; *Kool Savas*: »Haus und Boot«. Auf: EP. DefJam/Universal 2001.

misstrauische Beäugen, die Belästigung, das Anpöbeln – solche flüchtigen Begegnungen haben vielfältige Formen. Man mag sich auch hier darüber streiten, ob es sich wirklich um ›Sozialbeziehungen‹ handelt, aber es sind doch Interaktionen, deren ephemerer Charakter für die Fluidität städtischer Interaktionen typisch ist. Nicht ohne Grund bilden sie eine Ur-Szene der klassisch-modernen Theorie der Urbanität.¹⁶ Der in diesem Zusammenhang geprägte Begriff der »kategorialen Beziehungen«, also der Beziehungen, in denen die Beteiligten sich in erster Linie als Vertreter_innen sozialer Kategorien wahrnehmen und behandeln, ist durchaus nützlich, um die Bedeutung von Klassifikationspraktiken in dieser Form von Sozialbeziehungen zu betonen. Welche Kompetenzen viele meiner Interviewpartner_innen darin hatten, andere Jugendliche anhand ihres Auftretens, ihrer Kleidung und ihrer Sprache im sozialen Raum der Stadt zu klassifizieren und zu ›verorten‹, oftmals bei gleichzeitiger Betonung, dass Schubladendenken eine schlimme Sache sei, habe ich an anderer Stelle erörtert.¹⁷

Aus der Perspektive vieler anderer Jugendlicher, nicht zuletzt solcher aus den sogenannten Bildungsmilieus, definiert nun vor allem eine Art von Begegnung die kulturelle Figur des ›Prolls‹: »Das sind die Leute, die dich anrempeeln und dann verprügeln, weil du sie berührt hast«, fasste ein junger Mann sein Alltagswissen zusammen, mehr oder weniger scherzhaft. Auch solche Angstszenen städtischen Lebens müssen als flüchtige Sozialbeziehungen verstanden werden. Sei es als eigenes Erlebnis oder als Erzählung aus zweiter Hand – solche Szenen von Bedrohung und Gewalt, fast schon unweigerlich durch ›panische‹ Gesellschaftsdiagnosen und popkulturelle Imaginationsvorlagen überdeterminiert, ereignen sich alltäglich; hier be-

16 Vgl. Ulf Hannerz: *Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology*. New York 1980.

17 Ege, wie Anm. 2, S. 209–248. Dass sich subkulturelle Zuordnungen dabei nicht selten mit Rassismus und Klassismus verschränken, und mit Reaktionen darauf, sollte nicht überraschen. Besonders feingliedrige Unterscheidungen wurden aber zwischen Gruppen vorgenommen, die innerhalb des in einem weiteren Sinne ›Eigenen‹ situiert sind – zwischen Deutschen in Köpenick oder Hohenschönhausen zum Beispiel, wenn ein stolzer Ostberliner erzählt, oder zwischen Ausländern in Tempelhof oder Neukölln, aus der Perspektive eines Kreuzbergers, der sich selbst auch als Ausländer beschreibt.

gegenen sich, zugespitzt formuliert, nicht nur Subkulturformationen als Vertreter_innen sozialer Milieus und Klassen, sondern auch ihr Unbewusstes.¹⁸

Diesen Zusammenhang illustriert eine Geschichte von Roman, der aus einer Mittelschichtfamilie kommt und Kleidung trägt, manchmal zumindest, die als ›prollig‹ gilt. Er hat zwei Freundeskreise, die auf verschiedene Etappen seiner Schullaufbahn zurückgehen. Der eine, der mit seiner Gymnasialzeit verbunden ist, lässt sich als ›weiß‹ (bio-/mono-deutsch) und verhältnismäßig gediegen beschreiben (viele haben z. B. ein eigenes Auto, ohne zu arbeiten; fast alle wollen studieren, tendenziell ›Karrierefächer‹ – einmal nennt er sie ›Schnösel‹), der andere als eher (post-)migrantisch und ›unterbürgerlich‹ (die meisten machen eine Ausbildung oder arbeiten in Kleinunternehmen von Bekannten und Verwandten). Solche Konstellationen illustrieren recht gut, was ›Oben‹ und ›Unten‹ hier tatsächlich meist bedeutet: Auch dabei stehen sich wieder nicht einfach Reich und Arm gegenüber, aber doch, der Tendenz nach, städtische Mittel- und Oberschicht auf der einen und Arbeiter_innen beziehungsweise untere Mittelschicht auf der anderen Seite; überlagert durch eine ungleiche Verteilung von Privilegien, die aus der Migrationsgeschichte herrührt. Wenn Roman nun, so erzählte er, mit dem zweiten Freundeskreis, dessen Angehörige vor allem in Berlin-Neukölln leben, zusammen ist, treten sie gelegentlich auch ein bisschen raubeiniger auf und suchen offensiver den Kontakt zu Mädchen beziehungsweise jungen Frauen, sei es auf der Straße, in der U-Bahn oder im Club. Manche nähmen das als Belästigung wahr, nicht selten ließen sich einzelne aber auch darauf ein, in welchem Maße auch immer – es ist für ihn ein Spiel mit offenem Ausgang: flüchtige Begegnungen, aus denen etwas werden könnte. Manchmal zumindest. Es sei seiner Erfahrung nach aber völlig aussichtslos, sich auf diese Weise denjenigen Mädchen zu nähern, für die er selbst sich am meisten interessiert, die eher »alternativ« angehaucht seien, linke Meinungen hätten und aufs Gymnasium gingen. »Die, die immer so gegen Vorurteile sind und von Toleranz reden, das sind die mit den schlimmsten Vorurteilen«, sagte er. Er beschwerte sich in einem unserer Gespräche wortreich über die Klischees, die ihm und seinen Freunden in solchen Situationen entgegenge-

18 In den ritualisierten, stilisierten Aufführungen des Anmachens und Anpöbelns bewegen sich diejenigen, die sich aggressiv geben, typischerweise zwischen Eskalation und De-Eskalation und zwischen Ernsthaftigkeit und Spiel. Aus ihrer Perspektive agieren sie einerseits zur Erhaltung der Würde, als Reaktion auf konkrete oder gespeicherte Erniedrigungserfahrungen, andererseits betreiben manche von ihnen diese Form von Interaktionsvandalismus auch als eine Art von euphorie-generierendem und zugleich verfeinertem Theater, das einen momentanen Machtzuwachs ermöglicht. Dabei geht es nicht primär gegen ›die da oben‹, sondern gegen unterschiedliche Andere und Schwächere. Dennoch konnte ich in einigen Gesprächen, vor allem mit einem jungen Mann, der seinen Freundeskreis als »Pöbel-Club Pankow« beschrieb und euphorisch-angeberisch reale Gewalterlebnisse schilderte, Ressentiments gegen Privilegierte heraushören, vor allem gegen solche, die nicht den Konventionen entsprachen. Zum Interaktionsvandalismus vgl. *Harvey Molotch/Mitchell Duneier: Talking City Trouble. Interactional Vandalism, Social Inequality, and the "Urban Interaction Problem"*. In: *American Journal of Sociology* 104 (1999), Heft 5, S. 1263–1295.

bracht werden. Beschwerden, die in diesem Stil explizit vorgebracht werden, sind selten; sie erfordern ein Anerkennen von Differenzen und eine direkte Bezugnahme auf die Wertschätzung durch diese Gruppen, die mir nicht allzu häufig begegnet sind. Sehr viel häufiger bin ich dagegen auf Äußerungen gestoßen, in denen nicht direkt die Akzeptanz anderer Gruppen eingefordert wird, sondern eher ein ›Recht auf Ambivalenz‹, das Recht, sich zu kleiden und zu geben, wie man möchte, auch wenn das den Eindruck erwecken kann, man habe Spaß daran, andere einzuschüchtern, man sei ein ›Proll‹ und ›Pöbler‹ – letztlich gehe es aber nur darum, wie man sich für sich selbst anzieht und präsentiert.

Das Spektrum von Anmachen und Anpöbeln, das ich hier angedeutet habe, repräsentiert offenkundig auch wieder nur einen Ausschnitt möglicher Quasi-Sozialbeziehungen als flüchtiger Begegnungen, nur einige Formen unter anderen. Sie sind für die hier beschriebene Gruppe und ihre Wahrnehmung aber besonders bedeutsam. Sie gehören darüber hinaus zur städtischen Normalität und überschatten andere Beziehungstypen – und machen sie vermutlich auch weniger wahrscheinlich, wie das Beispiel zeigte.

Wenn sich nun dauerhaftere Sozialbeziehungen über Milieu- und Klassengrenzen hinweg ergeben, ist es im Zusammenhang des Fokus dieses Textes sinnvoll, zwischen solchen zu unterscheiden, die sich im Wesentlichen außerhalb von jugendsubkulturellen Szenen abspielen, und solchen, die sich innerhalb von subkulturellen Szenen bewegen. Auch hier sind wieder verschiedene Beziehungstypen zu erwähnen, zum Beispiel Bekanntschaften, Freundschaften, Partnerschaften, und verschiedene Zusammenhänge, in denen sie sich ergeben – in der Schule, bei Ausbildung, Arbeit und Studium, bei Freizeitaktivitäten, in Freundeskreisen/Cliquen, über Online-Kontaktbörsen und -Spiele et cetera. Interessanterweise fallen Sozialbeziehungen außerhalb von stilbasierten Szenen in der Jugendsubkulturforschung oftmals unter den Tisch – obwohl sie für das Leben von Jugendlichen ›in‹ Szenen ebenfalls durchaus wichtig sein können und mit der Auflösung von Szenegrenzen vermutlich auch an Bedeutung gewinnen.¹⁹

Auch hier wieder einige Beispiele. »Ich habe auch Freunde, die Bonzen sind«, erklärte mir zum Beispiel Robbie, der tatsächlich aufgrund seiner familiären Lage zur Gruppe der Armen gezählt werden müsste (auch wenn er sich als »normaler Arbeiter« beschreibt) und bei dieser Gelegenheit erläutert, dass er reiche Menschen »Bonzen« nenne, aber das nicht böse meine. Er habe da keine Vorurteile und es sei schon auch interessant zu sehen, wie jemand lebt, dessen Eltern einen großen Autobetrieb haben. Sie kennen sich aus der Grundschule. Aber eine enge Freundschaft ist es nicht. Solche Sozialbeziehungen sind mir immer eher als Ausnahmen erzählt worden, bei denen

19 Bei Wellgraf, wie Anm. 9, der nicht in erster Linie subkulturtheoretisch argumentiert, finden sich aber zum Beispiel einige aussagekräftige ethnografische Schilderungen über gewissermaßen grenzüberschreitende Freundschaften zwischen Hauptschüler_innen und Gymnasiast_innen.

nicht wirklich überraschend ist, dass sie vorkommen. Mir scheint, dass allen Segregationstendenzen zum Trotz solche Beziehungen doch einen wichtigen Bestandteil der deutschen Normalität ausmachen, der sich in noch einmal stärker entmischten Gesellschaften möglicherweise noch weniger findet.

Häufiger war von Freundschaften über ästhetische beziehungsweise subkulturelle Grenzen hinweg die Rede, bei denen soziale Konnotationen eher mitschwangen, oder von besonders (vielleicht aber auch übermäßig) sensiblen Gehören herausgehört werden konnten, als dass sie wirklich zentral gewesen wären. »Ich habe auch meine Hippie-Freunde«, erklärte mir zum Beispiel Mace, ein junger Hip-Hopper, der ein »prolliges« Auftreten kultivierte und begeistert von Gewaltextzessen berichtete bzw. damit angab. Wenn er einige Tage mit seinen »Atzen« (Kumpels) verbracht habe, in der »Crack-Höhle«, ruhe er sich bei den Hippie-Freundinnen und -Freunden gewissermaßen aus. Das sei entspannend; auch, weil die Hippies immer so nett seien und nicht so hämisch wie der andere Freundeskreis und weil sie auch mal was Gutes kochten. Er beschreibt seinen gewaltaffinen Atzen-Frendeskreis als sozial durchmischt, einschließlich einiger BWL-Studierenden (er vergleicht das mit der Darstellung von Fußball-Hooligans in einem Kultfilm, die dort ebenfalls unterschiedlichsten »anständigen« Berufen nachgehen). Tendenziell schätzte ich ihn (aus »objektivistischer« Perspektive) in der Mehrheit als eher »unterbürgerlich« ein – aber nicht als unterschichtig. Hippies galten dagegen lange Zeit als »Subkultur der Mittelschicht«²⁰, als Gegenkultur von freiwilligen Aussteiger_innen, in der sich ein Bezug auf Werte wie Bildung, Innerlichkeit und Emanzipation erhält, die in der »Elternkultur« gewissermaßen verankert bleibt – Paul Willis stellte die Hippies in diesem Sinn idealtypisch den proletarischen Rockern gegenüber, für deren Ästhetik zum Beispiel auch eindeutige Geschlechterpolaritäten charakteristisch waren, wohingegen die Hippies eher die Auflösung von Geschlechtergrenzen anzustreben schienen. Das spätere alternative Milieu in Deutschland, das von außen oftmals als Ansammlung von Hippies beschrieben wurde und wird, lässt sich in sozialer Hinsicht freilich weniger leicht einordnen und rekrutiert sich aus verschiedenen Schichten.²¹ In der jugendkulturellen Szenerie wird es tendenziell Gymnasiast_innen zugeordnet. Mace beschrieb seine Freundschaft mit den Hippies nicht als Arm-reich-Beziehung, und es wäre unsinnig, ihr diese Klassifikation überzustülpen: Vermutlich hat er, der als Klempner arbeitet und zunächst eine Hauptschule absolviert hat, tatsächlich ein größeres Budget zur Verfügung als einige seiner »Hippie-Freunde«, die in sozialen Berufen arbeiten oder studieren. Die Funktion, die diese Kontakte für ihn haben, beschreibt er vorrangig in einem psychologischen

20 Vgl. *Stuart Hall: The Hippies. An American "Moment"*. Birmingham 1968. *Paul Willis: Profane Culture*. London 1978.

21 Vgl. *Michael Vester: Alternativbewegungen und neue soziale Milieus*. In: Sven Reichardt/Detlef Siegfried (Hg.): *Das alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik und Europa 1968–1983*. Göttingen 2010, S. 27–60. *Anja Schwanhäuser: Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Subkultur*. Frankfurt am Main/New York 2010.

Register. Auf einer symbolischen Ebene lassen sich aber durchaus Verbindungen herstellen zwischen seiner Darstellung der Ästhetik und Lebensführung der Hippies, den weiblichen Attributen, mit denen er sie beschreibt, ihrer Bildungsaffinität und einer traditionellen Wahrnehmung von Mittelschichtigkeit (als verweichlicht und verweiblicht). Die Beispiele im nächsten Abschnitt werden diesen Zusammenhang noch einmal konkretisieren. Hier sollte zumindest deutlich geworden sein, dass solche Sozialbeziehungen mit Gleichaltrigen außerhalb der eigenen subkulturellen Kreise durchaus wichtige Funktionen erfüllen können und verdeutlichen, dass Jugendsubkulturen nicht einfach mit Lebenswelten oder nur Ego-Netzwerken gleichgesetzt werden sollten, da letztere weit vielfältiger sind.

Das fünfte und letzte Schlaglicht möchte ich auf Sozialbeziehungen zwischen Arm und Reich innerhalb von jugendsubkulturellen Szenen legen. Subkulturelle Zusammenhänge wie diejenigen, um die es hier geht, können einerseits als Orte der »Selbstverdamnung«²² fungieren, in denen man sich gewissermaßen einigelt und sich in cooler, Würde erhaltender Manier dagegen wehrt, an gesamtgesellschaftlichen Anforderungen gemessen zu werden, dadurch aber auch Möglichkeiten sozialen Aufstiegs nicht wahrnimmt. Prinzipiell bilden jugendsubkulturelle Szenen Räume, in denen ressourcenschwache Jugendliche die Möglichkeit haben, in ›anderen Währungen‹ Kapital zu akkumulieren, subkulturelles Kapital eventuell – durch ästhetische Produktivität, hier aber zum Beispiel auch Körperkapital²³ – auch in andere Kapitalsorten zu konvertieren (wovon viele träumen) und dabei Anerkennung zu erfahren. Und sie setzen sich zu sozialen Netzwerken zusammen, die zumindest potenziell kleinmaßstäbliche Cliques überschreiten und in denen sich den Beteiligten neue Sozialkontakte eröffnen können, was bedeuten kann, dass sich neue Perspektiven auf die Welt ergeben, ein Blick über den eigenen Horizont hinaus, aber auch Zugänge zu verschiedenen Ressourcen – wie dies unter dem Stichwort Sozialkapital diskutiert wird. Ein an die Netzwerkforschung angelehnter Forschungszugang würde vor allem diesen Zugang zu knappen Ressourcen (Wissen um Chancen etc.) betonen.

Besonders offensichtlich sind solche Potenziale meiner Beobachtung nach bei Sozialbeziehungen zwischen Szeneangehörigen im Kern der jeweiligen Szenen, die aus verschiedenen lokalen Kontexten und Cliques kommen. Meine Forschung fand nun vor allem in Cliques statt, die im Hitzlerschen Szenenmodell eher zu den Freunden der Organisationseliten gehören – oder auch gänzlich am Rande stehen (– das ließe sich mit den Social-Network-Freundeskreisen gut nachverfolgen). Dort konnte ich vielfach beob-

22 Im Sinn der oben kurz angedeuteten sozialistischen Perspektive fand Willis, wie Anm. 19, darin auch ein Moment von Wahrheit beziehungsweise Durchblick: Die jungen Männer nähmen letztlich wahr, dass der Aufstieg durch Bildung und Wohlverhalten nur Einzelnen angeboten würde, nicht ihrer Gruppe als ganzer.

23 Zum Körperkapital vgl. *Loic Wacquant: Pugs at Work. Bodily Capital and Bodily Labour Among Professional Boxers. In: Body and Society 1 (1995), Heft 1, S. 65–93. Simon Winlow: Badfellas. Crime, Tradition, and New Masculinities. Oxford/New York 2010.*

achten, wie in solchen Freundeskreisen und in loseren Szenebegegnungen auch Sozialbeziehungen zwischen Jugendlichen aus unterschiedlich vermögenden Familien und zum Teil mit unterschiedlichen Bildungshintergründen und Berufschancen sowie mit unterschiedlichen Deutschkenntnissen stattfanden – was ich gar nicht unbedingt als bemerkenswert empfand, bevor ich mich auf diese Tagung vorbereitete. Beim 18-jährigen Tim, der eine Zeit lang eine Privatschule besuchte und allerlei Musik- und Computer-Equipment zu Hause hatte, lernte ich zum Beispiel seinen etwas jüngeren Kampfsportfreund Mesut kennen, der sich all das nicht leisten konnte. Keine Zugänge zu derartigem Equipment zu haben, war für einige Leute, mit denen ich zu tun hatte, tatsächlich ein Grund, sich von der Subkultur (z.B. vom Rappen) abzuwenden. Zwischen den beiden bestand eine Zeit lang eine enge Freundschaft, in der, wie mir schien, Mesut einerseits eine Vielzahl von Kompetenzen von Tim gewissermaßen aufzog, einschließlich seines musikalischen subkulturellen Wissens und auch seiner Kontakte, und sich andererseits gegen Tims gelegentlich belehrende Art zur Wehr zu setzen wusste. Tim wiederum hatte hier nicht nur einen Zuhörer und einen Partner beim gegenseitigen »Cool Teaching« gefunden, sondern auch jemanden, zugespitzt gesagt, mit dem er eine gemeinsame Selbstfigurierung als »echte« Berliner mit Straßenwissen betreiben konnte, womit er sich wiederum gegenüber schulisch erfolgreicherer Freunden aus seinem elterlichen Herkunftsmilieu positionierte. Einer von diesen wiederum schilderte mir seine Freundschaft mit Tim als Beleg dafür, dass er nicht nur langweilige Freunde habe, die sich zu Spieleabenden treffen, sondern auch »so richtige Atzen« wie ihn. Ich will die Bedeutung solcher Erzählungen nicht überbetonen, aber sie geben doch einen gewissen Einblick in symbolische Wertigkeiten, die hier mit Sozialbeziehungen zwischen Ärmeren und Reicheren verbunden sind.

Gelegentlich führen die unterschiedlichen biografischen Erfahrungen und sozialen Lagen dann auch zu grotesken Missverständnissen. In einem Gespräch in einem Geschäft erzählte der bereits zitierte Robbie zum Beispiel, er könne das Gerede von der »Straße« nicht mehr hören, es sei ja nicht gerade lustig, auf der Straße schlafen zu müssen. Einige Tage davor hatte er mir von seinem Vater erzählt, einem Alkoholiker, der immer wieder längere Zeiten wohnungslos war und ist. Ein mit Robbie bekannter Stammkunde, stilistisch eher »Hipster« als »Gangsta« oder »Styler« und somit in dieser ästhetischen Logik eher aufstiegsorientiert und mittelschichtaffin, stimmte ihm zu und sagte, das sei echt nicht lustig, er sei letzte Woche zu einem Kanye-West-Konzert ins tiefste Westdeutschland gefahren, was nicht billig gewesen sei; er habe da auf dem Bahnhof übernachtet und ihm täten immer noch die Muskeln weh.

Diese Anekdote mag wie ein blöder Witz klingen (gemeint war sie so nicht), aber sie illustriert, welche unterschiedlich ernsthaftes Assoziationen, Resonanzböden und biografische Szenarien bei der Bezugnahme auf Zeichen des »Unterschichtigen« für unterschiedliche Akteure im Spiel sind.

Oben wurde erwähnt, dass eine (offen zutage liegende) Besonderheit der gangsta-rap-affinen Welt darin bestehe, dass soziale Marginalität dort auch als symbolische Ressource verwendet werden kann, als Zeichen von »urbanem Charisma«, wie Thomas Blom Hansen und Oskar Verkaaik es nennen.²⁴ Wie das Zitat von Sentence/Sentino über das Interesse der gehobenen Klasse an der Jugendsprache zeigt, erregen das Beherrschen von Slang und das Verkörpern eines selbstbewussten Stils, der als unterschichtig und männlich gilt, auch ein Interesse aus dem sozialen Oben, wo man dieses Wissen dann, wie der Rapper es polemisch umschrieb, »wie ein Schwarm Papageien« nachahmt und es ins eigene Verhaltensrepertoire integriert, in vielen Fällen mit parodistischem Unterton, in anderen auch mit einer gewissen Ernsthaftigkeit.

Solche Umwertungen und Aneignungen machen einerseits verschiedene Geschäftsmodelle möglich, zum Beispiel im Bereich von Musik und Kleidung. Andererseits entfaltet sich hier, sowohl in imaginären Sozialbeziehungen als auch in realen, eine Dynamik, die man als Authentizitätskämpfe beschreiben kann: Viele, die in solchen Relationen eher im sozialen Unten stehen, betrachten die Nachahmungen und Aneignungen mit Spott, wie der zitierte Rapper, oder auch mit stärkerer Abneigung und mit Gefühlen des Widerwillens oder einer gewissen Aggressivität. Insofern können auch der Schutz dessen, was als Eigenes empfunden wird, zum Beispiel eine bestimmte Stilpraxis und -kompetenz, und die Abwehr von Nachahmungs- und Kontaktversuchen, als eine wichtige Dynamik von gewissermaßen innerszenischen Sozialbeziehungen verstanden werden. Deutlich wird das im folgenden Zitat, in dem der oben bereits zitierte 19-jähriger Graffiti-Writer (mit dem regulären »Atzen«-Freundeskreis und den gelegentlichen Hippie-Kontakten), den ich hier Mace nenne, über »Hippies« – nun aber in einem, wie gleich deutlich wird, etwas anderen Sinn – und »Ja-Sager« spricht. Ich frage nach, an wen er dabei denkt:

»Na, an die Gymnasiasten mit langen Haaren, Brille auf ... und die dich beim Malen vollquatschen, [andere, dümmliche, sich anbietende Stimme] »Ey, isch mal auch, willst du mit mir malen gehen?« Verpiss (dich) doch, du Idiot! So ... ich kenn dich gar nicht, so, wer bist du überhaupt, so nach dem Motto. Ich mag dann auch so'ne Leute nicht. Weil die sind nicht ... man selbst, so. Die wollen immer so sein wie andere und sind dann, äh, ah, ick bin krasser Maler! Ick hab hier jemalt, ick hab mit dem jemalt ... Interessiert mich nicht, wen, mit wem du gemalt hast, zeig doch, was du kannst und so was. Weißt du?« M. E.: »Das sind so die Gymnasiasten, die so da ... dazugehören wollen?« Mace: »Ja, naja, so die Groupies ... Ja, na so gesehen ... [lacht] So Verstoßene, Verstoßene der Gesellschaft, so, weißt du?«

²⁴ Thomas Blom Hansen/Oskar Verkaaik: Introduction. Urban Charisma. In: Critique of Anthropology 29 (2009), Heft 1, S. 5–26.

Das Begehren nach Anerkennung durch Leute wie Mace ist also ganz auf der Seite der jugendlichen Vertreter des sozialen Oben (bzw. der Mitte). Die Attribute der Hippies und Ja-Sager, die ich hier zum Teil als Zeichen des Linksalternativen und/oder Intellektuellen deuten würde, stehen in dieser Deutung in erster Linie für einen Mangel an innerer Authentizität, für die Unzufriedenheit mit der eigenen Existenzweise, für eine defizitäre Männlichkeit und das vergebliche Streben nach Anschluss: Diese Leute »sind nicht ... man selbst« – das ist natürlich zweideutig, aber ich denke, in diesem Zusammenhang ist damit gemeint, dass sie nicht sie selbst sind. Idealtypisch läuft diese Fremddeutung den Selbstdeutungen alternativer Subjekte, die sich oftmals als besonders authentisch verstehen, vollkommen entgegen. Mögen ihnen, diesen Gymnasiasten, auch andere Türen offenstehen: »Verstoßene der Gesellschaft« sind sie, weil ihnen die charismatische Welt von Subkultur und Straße, an der sie gerne teilhätten, verschlossen bleibt und in Mace' Sicht der Dinge auch verschlossen bleiben sollte.

Die angeführten Episoden haben vor allem das Vermeiden, das Scheitern oder die Missverständnisse innerhalb von Sozialbeziehungen zwischen dem sozialen Unten und dem sozialen Oben bei dauerhafteren Kontakten innerhalb jugendsubkultureller Szenen vorgestellt. Vielleicht ist an dieser Stelle so etwas wie ein Widerhall der Studien der 1970er Jahre zu hören, in denen ein Gestus der Überlegenheit gegenüber dem sozialen Oben eine prominente Rolle spielte. Damit soll aber keinesfalls gesagt sein, dass es immer so läuft. In diesem Beitrag wurden die empirischen Schlaglichter genutzt, um Ausschnitte aus einem großen Spektrum von Möglichkeiten zu erhehlen. Dass damit argumentativ kein systematischer Anspruch verfolgt wurde, versteht sich vermutlich von selbst – es ließen sich, wie zu Beginn des Abschnitts angedeutet, viele weitere Geschichten erzählen, die ein positiveres Bild zeichnen. Wie erwähnt, hat auch Mace durchaus Freunde aus verschiedenen sozialen Schichten. Dennoch: Die zuletzt angeführten Dynamiken sind real; eine ethnografisch-kulturanalytische Perspektive kann dabei helfen, sie besser zu verstehen und somit mögliche Verkürzungen zum Beispiel einer auf Sozialkapital fokussierten Forschungsperspektive zu vermeiden.²⁵



Moritz Ege
Universität Göttingen
Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie
Heinrich-Düker-Weg 14
37073 Göttingen
mege@uni-goettingen.de

25 Vgl. in diesem Sinn auch die Argumentation von *Blokländ*, wie Anm. 1.